

DÖRTE WALTER, Germanische Keramik zwischen Main und Taunuslimes. Untersuchungen zu rhein-wesergermanischen Gefäßen in römischen Siedlungen des Rhein-Main-Gebietes. Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends, Band 3. Verlag Marie Leidorf GmbH, Rahden/Westf. 2000. 71,50 €. ISBN 3-89646-763-8; ISSN 1437-1707. 214 Seiten mit 32 Abbildungen, 82 Tafeln und 4 Tabellen.

Seit den Publikationen von BARTHEL (ORL B 8, 1909 Zugmantel), E. RITTERLING (Erdkastell Hofheim: Ann. Ver. Nassau. Altkde. 40, 1912, 1–416) und vor allem der Analyse der Funde von Saalburg und Zugmantel durch v. USLAR 1934 (Saalburg-Jahrb. 8, 61–96) und 1938 (R. v. USLAR, Westgermanische Bodenfunde des 1. bis 3. Jahrhunderts nach Christus aus Mittel- und Westdeutschland. Germ. Denkmäler Frühzeit 3 [Berlin 1938]) war das Potential germanischer Funde aus den Kastellen des Taunuslimes und des Untermaingebiets in der Forschung bekannt. Eine umfassende Bearbeitung der germanischen Funde versprach Erkenntnisse zur chronologischen Stellung der germanischen Keramik sowie zur Frage der Hintergründe und der Deutungsmöglichkeiten dieses nicht unerheblichen Fundniederschlags. Aufbauend auf ihrer Magisterarbeit zu den Hofheimer Funden hat D. Walter in ihrer Freiburger Dissertation sich dieser Aufgabe angenommen und endlich das germanische Material aus den Kastellen und Kastellvici, aber auch aus anderen Siedlungen des Gebiets zwischen unterem Main und Taunuslimes im Befundzusammenhang systematisch vorgelegt und analysiert, wobei „in jeder bekannten größeren Siedlung des Arbeitsgebietes [...] auch germanische Keramik gefunden“ wurde (S. 49). Entsprechend gespannt nimmt man das Buch zur Hand.

Nach einem kurzen Abriß zur Forschungsgeschichte und der Vorstellung des Arbeitsgebietes werden die näher datierbaren römischen Fundplätze vorgestellt, die germanische Keramik geliefert haben. Da diese Plätze das Zentrum der Arbeit bilden, seien sie hier – analog zu der von Walter vorgenommenen Einteilung in vier ‚Fundhorizonte‘ – kurz referiert. In augusteisch-tiberische Zeit datieren die wahrscheinlich zu einem Lagervicus gehörenden Befunde aus dem Stadtgebiet von Höchst und der Siedlungsbefund (Grubenhaus?) aus Nied. In die Zeit zwischen ca. 30 und 70 n. Chr. können das Erdkastell von Hofheim, die Villa von Wiesbaden-Erbenheim und eventuell die Siedlung ‚Wiesbadener Moorschicht‘ gestellt werden. Mit einbezogen werden die Funde aus dem Frankfurter Osthafen, für die jedoch eine geringfügig längere Laufzeit möglich erscheint. Aus der Zeit des späten 1. Jahrhunderts bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts stammen die Befunde aus dem Hofheimer Steinkastell, aus Kastell und Vicus von Heddernheim und aus der militärischen Periode des Frankfurter Dornhügels (bis ca. 110 n. Chr.). Eine Reihe kleinerer Komplexe aus Einzelsiedlungen, die nur wenig und oft unspezifisches Fundmaterial geliefert haben, gehört ebenfalls in diese Phase. Nach einer Lücke ohne sicher datierbare Befunde kann dann das Material vom Zugmantel in das späte 2. und frühe 3. Jahrhundert gestellt werden. Die Funde von der Saalburg können nicht anhand zugehöriger Funde datiert werden.

Im Gegensatz zu J. WAHL (Der römische Militärstützpunkt auf dem Frankfurter Dornhügel. Schr. Frankfurter Mus. Vor- u. Frühgesch. 6 [Bonn 1982] 213) geht Walter mit guten Gründen davon aus, daß die germanischen Funde aus dem Bereich des Hofheimer Erdlagers zeitgleich mit dem römischen Lager sind. Auch der zeitliche Ansatz der Funde vom Frankfurter Dornhügel steht im Gegensatz zu Wahls Vorstellungen (EBD. 73 ff.; 211 ff.), der zum einen die germanische Keramik einer vorrömischen Besiedlungsphase zugewiesen und zum anderen die Verfüllung eines für die Deutung zentralen Kanals in vespasianische Zeit datiert hatte. Letzteres kann Walter (S. 17 f.) mit einer detaillierten Diskussion der römischen Funde zugunsten einer domitianisch-trajanischen Datierung korrigieren. Ob jedoch die gesamte ger-

manische Keramik vom Domhügel erst in die römische militärische Periode datiert werden muß oder ob nicht doch die Funde zumindest teilweise auf eine vorangegangene Siedlung zurückgeführt werden können, erscheint Rez. nicht sicher geklärt. Im Gegensatz zu Hofheim mag die enorm dichte Bebauung des Areals auch in nachrömischer Zeit (D. BAATZ, *Germania* 67, 1989, 225–232 hier 225) die Spuren einer Siedlung weitgehend zerstört haben. Das bei den vielfältigen römischen Bodeneingriffen ausgegrabene germanische Fundmaterial wurde dann zwangsläufig in den von BAATZ (ebd. 229) betonten römischen Fundzusammenhängen abgelagert, je nach Prozeß durchaus auch als große Scherben. Vielleicht läßt sich auch so der von Walter (S.23; 38) beschriebene Widerspruch zwischen der chronologischen Tendenz der Gefäßformen und der Verzierungen im Material des Domhügels auflösen?

Grundlage für die Auswertung ist das 123 Seiten starke und klar gegliederte Kapitel „Die Besprechung der Fundorte und Katalog der Funde und Befunde“. Sofern der Befundzusammenhang zu klären ist, werden germanische und römische Funde vollständig aufgeführt und anhand der römischen Funde bzw. der stratigraphischen Situation datiert. Bei Altgrabungen wie dem Erdlager von Hofheim wird die gesamte germanische Keramik nach Formen getrennt vorgelegt. Die Bearbeitung stützt sich auf publizierte Zusammenhänge und auf eigene Durchsicht des Fundmaterials und der Dokumentationen z. T. auch größerer unpublizierter Grabungen (Hofheim II); die Funde werden auf 82 Tafeln vorgelegt.

Bei der Klassifikation der Keramik geht Walter „im Prinzip“ (S.21) von der Einteilung v. Uslars aus dem Jahr 1938 aus, jedoch entsteht durch die klarere Struktur ihrer Gliederung letztlich ein neues System. Dies war überfällig, da die v. Uslarsche Einteilung nicht den Ansprüchen an eine präzise Typendefinition genügt: Mit Ausnahme seiner Form II sind nach Meinung des Rez. alle anderen Formen zumindest so unscharf beschrieben, daß ihre Verwendung problematisch ist. Von den bisherigen Neugliederungsvorschlägen werden nur die anhand der Siedlung Haffen entwickelten Formen übernommen (M. KEMPA, *Haffen. Rhein. Ausgr.* 39 [Köln 1995]), bei denen sich jedoch teilweise regionale und chronologische Unterschiede ergeben; die übrigen Systeme folgten anderen Schwerpunkten (S.20f.).

Prinzipiell differenziert Walter Gefäße mit außen abgesetztem und solche ohne abgesetzten Rand (entspricht in etwa v. Uslar I–IV und V–VI). Das nächste Unterscheidungskriterium in der ersten Gruppe ist die Form der Schulter: Gefäße mit Schulterknick (entspricht ungefähr Uslar I), mit Schulterabsatz (entspricht ungefähr Uslar II), mit hoher, betonter runder Schulter und mit unbetonter runder Schulter. All diese Formen werden nach unterschiedlichen Kriterien weiter gegliedert, so daß je nach Zählweise 23 (explizit als solche durch Spiegelstriche gekennzeichnete) oder 29 (zusätzlich innerhalb der Spiegelstriche als eigene Form beschriebene) Typen definiert werden. Ein Detailstudium dieser Typeneinteilung wird dadurch erschwert, daß unklar bleibt, ob zu jedem Typ alle Vertreter oder nur eine Auswahl aufgeführt werden – Typenlisten werden nicht gegeben. Der Zugang zu den zitierten Stücken ist einfach, da Katalog und Tafeln streng nach Fundplätzen geordnet sind und so auch ohne Tafelverweis jede Katalognummer schnell gefunden werden kann. Allerdings ist aus dem Text nicht ersichtlich, ob eine zitierte Scherbe abgebildet ist oder nicht, was zu unnötigem Blättern führt.

Das Gliederungssystem ist durchdacht und in seiner Grundstruktur gut anwendbar. Als einziger Typ erscheinen Rez. die Gefäße mit hoher, betonter runder Schulter nicht zufriedenstellend definiert, da die Abgrenzung zu den Schulterknickgefäßen, bei denen ebenfalls häufiger gerundete Schultern auftreten (z. B. HED 16,1; HED 12,5; ZGM 36,117; HOF/I 1,47; HOF/I 1,48; HED 11,1), nicht klar nachvollziehbar ist. Weitere Kritikpunkte betreffen allenfalls nebensächliche Details (z. B. unklare Unterscheidung zwischen Randlippe und

verdicktem Rand, vgl. z. B. ZGM 36,115 mit HED 22,1) und schmälern nicht den Wert dieses stimmigen klassifikatorischen Systems. Es muß jedoch betont werden, daß es sich bei diesem System explizit nicht um eine ausdefinierte Typeneinteilung handelt – die unterste Ebene der Klassifikation wird oft nicht erreicht. Hintergrund für diese Zurückhaltung ist die Annahme der Autorin, daß die Formgebung durch den Gebrauch bestimmt wurde, während die Art der Verzierung eher chronologischen Einflüssen unterliegen dürfte, und daß handgemachte Keramik keine feine Einteilung erlaubt (S. 21). Ganz bleibt die Autorin diesen Prämissen jedoch nicht treu, so daß ein Nebeneinander entsteht von klar umrissenen Typen – vor allem bei den Gefäßen mit Schulterabsatz (in etwa Uslar II) – und sehr heterogenen „Typen“, die unterschiedliche Gefäßformen vereinen: am deutlichsten vielleicht erkennbar bei den Gefäßen mit runder, unbetonter hoher Schulter, Variante „Gefäße mit bewegtem Profil“.

Die Methode für die Herausarbeitung der chronologischen Gliederung umschreibt Walter wie folgt: Es „werden von außen datierte Keramikensembles miteinander verglichen und auf ihre chronologisch relevanten Unterschiede hin untersucht“ (S. 21). Für die Gefäßformen beschränkt sich dies auf eine Beschreibung des Auftretens in den verschiedenen fest datierten Fundplätzen. Die Autorin resümiert: „Die grobe Abfolge von Schulterknickgefäßen (in etwa Uslar I) zu den Gefäßen mit Schulterabsatz (in etwa Uslar II) hat sich erwartungsgemäß auch bei dieser Bearbeitung des Materials bestätigt“ (S. 38). Da bei den Verzierungen in der Häufigkeit ihres Auftretens in Fundzusammenhängen chronologische Relevanz vermutet wird, werden hier die Mengenverhältnisse der verschiedenen Fundplätze gegenübergestellt. Auch bei den Verzierungen liegt eine vergleichsweise grobe Einteilung nach Lage auf dem Gefäß und nach Techniken vor. Weitergehende Einteilungen – darunter auch die chronologisch aussagekräftigen Elemente „geordnete“ oder „ungeordnete“ Anbringung der Verzierung oder „verschiedene Verzierungselemente auf einem Gefäß“ – werden nur beschrieben, bilden aber nicht die Grundlage für eine detaillierte Typengliederung.

Ausgangspunkt der Untersuchung der Häufigkeit ist eine Diskussion der Probleme des Zählmodus, die den Hintergrund der Häufigkeitsdiagramme transparent macht: Durch die Einbeziehung aller Scherben ist eine Überrepräsentanz häufiger Muster unvermeidbar, da Scherben eines Gefäßes mehrfach gezählt werden (S. 36; auch: S. 39f.). Wichtig ist, daß das Problem benannt wurde und das Verfahren einheitlich ist, wodurch ein einheitlicher „Fehler“ entsteht. Der Vergleich der verschiedenen Verzierungstechniken an den einzelnen Fundplätzen zeigt eine Entwicklung von ungeordneter zu geordneter Anbringung der Muster, von lockeren zu dichten Reihen, von der Verwendung einer Technik zu Mustern aus verschiedenen Techniken und – schwächer erkennbar – von eingeritzten und eingedrückten Verzierungen zu plastisch herausgearbeiteten. Der Nachweis der Bedeutung von Häufigkeiten für die chronologische Einordnung von Befunden (bzw. hier: Fundplätzen) gelingt eindrucksvoll: verfolgt man auf Abb. 3 z. B. das Verhältnis von ungeordneten zu geordneten Eindrücken in den unterschiedlich datierenden Zusammenhängen, so wird die Tendenz überdeutlich. Aber: Sowohl im ältesten als auch im jüngsten Fundplatz tritt beides auf. Eine Datierung nur anhand von Einzelstücken kann also in die Irre führen.

Im anschließenden Kapitel vergleicht Walter die Gefäß- und Verzierungsspektren der (wenigen) aussagekräftigen Fundplätze diesseits und jenseits des Limes miteinander, um Besonderheiten der Keramiknutzung an römischen Plätzen auf die Spur zu kommen. Während die chronologischen Ergebnisse „im großen und ganzen“ mit den Befunden außerhalb des Limes übereinstimmen, zeigen sich in den Spektren z. T. deutliche Unterschiede: Gerade im 1. und in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts werden innerhalb des Limes eingliedrige Gefäße deutlich gegenüber rundschultrigen Gefäßen außerhalb des Limes bevorzugt;

Hofheim II fällt durch extrem häufiges Auftreten von Schlickrauhung und sehr geringe Gefäßgröße auf. Walter postuliert ein generell selteneres Auftreten von Verzierungen, das allerdings nicht explizit nachgewiesen wird (die vergleichenden Graphiken Abb.3 und 4 geben nur die Zahl der verzierten Stücke, aber keine Gesamtzahl an), und eine geringere Gefäßgröße innerhalb des Limes.

Letzterem kann jedoch so verallgemeinernd nicht zugestimmt werden. Die eingliedrigen Gefäße vom Zugmantel sind nicht kleiner, sondern geringfügig größer als die von Haffen (Mittelwert der Raddurchmesser nach Abb.7: 18,9 cm und 18,7 cm), die Gefäße der Saalburg sind nicht gleich groß, sondern deutlich größer als die von Haffen (22,4 cm und 18,7 cm), so daß zwei Gruppen übrig bleiben: Hofheim I, Domhügel, Saalburg und Naunheim (22,6 cm; 23,6 cm; 22,4 cm; 23,4 cm) auf der einen und Zugmantel und Haffen auf der anderen Seite, also jeweils mit Plätzen auf beiden Seiten des Limes. Hofheim II bleibt – genau wie bei der Verzierung – mit seinen sehr kleinen Gefäßen ein Sonderfall. Die Unterschiede bei den rundschultrigen Gefäßen zwischen Haffen und Zugmantel sollten nicht überbewertet werden, da viele dieser Gefäße aus Haffen jünger datieren als das Material vom Zugmantel. Als allgemeine Tendenzen können also die überraschend deutliche Bevorzugung eingliedriger Gefäße und wahrscheinlich die geringere Verzierungsfreudigkeit in den Siedlungen innerhalb des Limes festgehalten werden. Trotzdem haben die einzelnen Plätze z.T. ein sehr eigenes Gepräge, wie z.B. ein Vergleich der zeitlich und räumlich eng verbundenen Siedlungen von Heddernheim, Hofheim II und vom Frankfurter Domhügel zeigt.

Abwägend diskutiert Walter die ursprüngliche Funktion der germanischen Gefäße und lehnt eine Deutung als direktes oder indirektes Handelsgut ab, so daß – analog zu den naturwissenschaftlichen Untersuchungen (vgl. jetzt auch S. BIEGERT/D. WALTER in: M. Frey/N. Hanel [Hrsg.], *Archäologie, Naturwissenschaften, Umwelt*. BAR Internat. Ser. 929 [Oxford 2001] 73–83) – die Keramik jeweils am Ort hergestellt wurde und als „Hinterlassenschaft germanisch geprägter Personen in den römischen Siedlungen“ (S.62) interpretiert werden kann. Angeregt durch archäologische und ethnologische Vergleiche betrachtet sie die eingliedrigen Gefäße als Kochgefäße, an denen als Funktionskeramik „aus letztlich irrationalen traditionellen Gründen“ festgehalten wird. Das Abnehmen charakteristischer Verzierungen wird mit einem Verlust der ethnischen Traditionen und die Verringerung der Gefäßgrößen (in Hofheim II) mit einer Verkleinerung der Familiengröße bzw. der Übernahme römischer Eßgewohnheiten erklärt. Die Unterschiede in den einzelnen Siedlungen – die nicht eindeutig durch andere Spezifika wie germanische Fibeln oder Gebäude unterstützt werden können – ermöglichen und erfordern Aussagen zu dem spezifischen Charakter der Anwesenheit von Germanen, die mit Ausnahme von Hofheim I in ein ziviles Umfeld gestellt werden kann. Jeder Fall ist jedoch einzeln für sich zu deuten: Eine Interpretation der germanischen Keramik als Zeichen einer während der römischen Okkupation im Arbeitsgebiet durchgehend vorhandenen einheimischen Bevölkerung wird klar abgelehnt. Die Unterschiede zwischen der eingeschränkten Keramik im Westen und der kaum beeinflussten Keramik im Osten des Arbeitsgebietes werden hypothetisch den „romfreundlichen Mattiakern“ bzw. den „weitaus kritischeren Chatten“ zugeordnet (S.68f.)

Mit dieser Aufarbeitung ist endlich eine wichtige Quelle systematisch erschlossen worden. Die Chronologie der rhein-weser-germanischen Keramik hat jetzt ein solides Gerüst römischer Datierungen, und das Bild von der Anwesenheit germanischer Personen in römischen Siedlungen ist differenzierter und gut begründet worden. Mit der Mischung aus solider und systematischer Fundvorlage und dem Mut zur Interpretation ist eine Arbeit entstanden, die ihren Wert für die Forschung behalten wird. Bleibt zu hoffen, daß bald weitere Mosaik-

steine dieser Güte für einen systematischen Vergleich entlang der gesamten römischen Reichsgrenze vorgelegt werden, der das Verhältnis Roms zu den Barbaren aus einer wichtigen Perspektive beleuchten kann.

Michael Meyer
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Geschichtswissenschaften
Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte

ROSALIND NIBLETT, *The Excavation of a Ceremonial Site at Folly Lane, Verulamium.* Britannia Monograph Series No. 14. Society for the Promotion of Roman Studies, London 1999. 45,— £. ISBN 0-907764-23-1. XXV, 456 Seiten mit 121 Abbildungen, 62 Tafeln und 64 Tabellen.

Bis zum Tod Neros werden die Angehörigen der iulisch-claudischen Kaiserdynastie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in dem bereits um 30 v. Chr. durch Augustus in Rom errichteten monumentalen Tumulus (Mausoleum) beigesetzt. Wie etwa zur gleichen Zeit die provinzielle (aristokratische) Führungsschicht Britanniens bestattet wurde, vermittelt eindrucksvoll die hier vorzustellende Monographie, die einen bei St. Albans (Hertfordshire) zwischen 1991 und 1993 ausgegrabenen Bestattungs- und Kultplatz behandelt.

St. Albans-*Verulamium*, 30 km nordwestlich von London gelegen, ist seit claudisch-neronischer Zeit als Hauptort der *civitates* der *Catuvellauni* belegt. Im näheren Umfeld der am südlichen Ufer des Flusses Ver gegründeten römischen Stadt sind mehrere vorokkupationszeitliche, d. h. späteisenzeitliche, Fundstellen bekannt. Dazu zählt auch das seit den 1930er Jahren bekannte und von Sir Mortimer Wheeler ausgegrabene *oppidum* (*Verlamio[n]*) bei Prae Wood. Damit liefern die archäologischen Forschungen in der Region um St. Albans einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der eisen- und römerzeitlichen Kultur- und Siedlungsentwicklung in Britannien. Diesem Aspekt trägt die Autorin Rosalind Niblett in ihrer bewertenden Zusammenfassung Rechnung.

Doch zunächst zur Bestattung und zur Kultanlage an der heutigen Folly Lane, die im ersten Teil des Buches (The Excavations, Periods 1–4) von der Autorin beschrieben werden. Die Kapitelüberschrift ist irreführend, da die Befunde in der Ausgrabungsfläche acht Phasen zugeordnet werden, die von der mittleren Bronzezeit bis in die frühe angelsächsische Periode reichen (vgl. S. 5–6 mit Abb. 3). Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen dann die Perioden 3 bis 5 (Mitte 1. Jahrhundert n. Chr. bis frühes 3. Jahrhundert n. Chr.) mit der Einfriedung und dem Grab, das der Ausstattung und dem Bestattungsaufwand nach in eine Reihe mit dem bereits 1924 entdeckten Lexden Tumulus (J. FOSTER, *The Lexden Tumulus. A reappraisal from an Iron Age Burial from Colchester, Essex.* BAR Brit. Ser. 156 [Oxford 1986]) und den seit 1996 ausgegrabenen Gräbern von Stanway (PH. CRUMMY, *Current Arch.* 153, 1997, 337–342) gestellt werden kann, die beide bei Colchester-*Camulodunum* im benachbarten Stammesgebiet der *Trinovantes* liegen. Folly Lane unterscheidet sich jedoch von den übrigen bisher bekannten vorflavischen, d. h. vor 69 n. Chr., erfolgten Bestattungen im Umfeld von St. Albans-*Verulamium* – zu nennen ist hier v. a. der Friedhof an der King Harry Lane (M. MILLETT in: M. Struck (Hrsg.), *Römer-*